

Carole Reckinger / Diana Reiners / Gilles Reckinger

Bittere Orangen

Die Obstplantagen Kalabriens und das europäische Grenzregime

Die 15 000-Einwohnerstadt Rosarno in Kalabrien liegt umgeben von einem undurchdringlichen Labyrinth aus unbefestigten Feldwegen zwischen eingezäunten Orangenhainen. Obwohl die Bäume selten mehr als drei Meter hoch sind, sind sie so dicht gepflanzt, dass sie ein undurchschaubares Dickicht bilden. Unter den Bäumen wächst hohes Gras. Überall Spuren der Erntearbeiter: zerrissene Regenkleidung, Wasserflaschen, Zigarettensammel, eine improvisierte Feuerstelle, an der sie sich im feuchtkalten Winterwetter aufwärmen. Kilometerlang ziehen sich diese Plantagen bis zum Meer. Auf den Einfallstraßen nach Rosarno sind die Erntearbeiter nicht mehr zu übersehen. Allein oder in kleinen Gruppen stehen sie – die meisten von ihnen Afrikaner aus den Ländern südlich der Sahara – an der Straße und hoffen darauf, dass ein Lieferwagen anhält und der Fahrer sie anheuert. Oft ist das Warten vergebens. Nur wer oft genug Arbeit findet, kann sich Gummistiefel oder ein ausrangiertes Fahrrad leisten.

Kalabrien ist bis heute ein Auswanderungsland, denn die Arbeitslosigkeit ist hoch und die Korruption groß, die Möglichkeiten gering, der Tourismus wenig entwickelt und die kalabrische Mafia, die

'Ndrangheta, der man nachsagt, neben dem europäischen Kokainhandel auch die Obstplantagen des Südens zu kontrollieren, allgegenwärtig. Der Verfall und die Abwesenheit des Staates sind hier überall

In der Ökonomie Europas werden die Migranten gebraucht als willfähige Sklaven, die nicht aufbegehren können.

sichtbar. Ganze Dörfer liegen verlassen, die Mehrzahl der Häuser ist entweder verfallen oder nie über den Rohbau hinausgewachsen. Der Dezemberwind in der Bucht ist schneidend kalt, und bis auf die wartenden Afrikaner sind die Straßen wie leergefegt. Auch wenn sie keine Arbeit finden, harren sie aus, denn sie haben keinen Ort, an dem sie sich vor der Kälte schützen können.

Eine kirchliche Organisation hat in Zusammenarbeit mit dem Innenministerium eine Notschlafstelle in Containern und Zeltunterkünften errichtet, in der es Gemeinschaftstoiletten und Stromversorgung gibt. Aber die Kapazitäten reichen bei weitem nicht aus. Um hier einen Platz zu bekommen, müssen die Wanderarbeiter schon mindestens einen Monat vor Beginn der Orangenernte eintreffen. Das aber erfordert Rücklagen, denn in der Wartezeit bis zum Saisonbeginn müssen sie sich ohne Verdienst über Wasser halten. Hinter dem offiziellen Notlager ist auf

dem schlammigen Boden ein fast ebenso großer Slum aus notdürftig aus Karton, Plastik und Müll errichteten Hütten entstanden. Die Bewohner kriechen durch ein Loch im Zaun, um Wasser zu holen oder das WC zu benutzen.

In der Nähe der Autobahn haben ein knappes Dutzend Flüchtlinge aus Darfur in einem Waldstück selbst ein Zeltlager errichtet. Als wir uns nähern, begrüßt uns ein junger Mann, der sich gerade vor einem zerbrochenen Spiegel, der an einem Baum befestigt ist, rasiert hat. Abit kommt aus dem Sudan. Er spricht ausgezeichnet Italienisch. Er erzählt uns, er sei seit vier Jahren in Italien. Er kam als Bootsflüchtling aus Libyen, aber nicht wie die meisten anderen über Lampedusa, sondern er wurde von der Küstenwache aus einem kleinen Boot gerettet und direkt nach Sizilien gebracht. Die Reise beschreibt er als hart. Acht Tage waren sie auf See, etwa fünfzig Leute, zwei starben unterwegs und wurden über Bord geworfen. Alle Flüchtlinge seien weiter gereist, nach London, Deutschland und nach Frankreich. Kaum jemand sei in Italien geblieben. Asyl haben alle bekommen. „Jeder weiß, dass bei uns Krieg ist.“

Er lädt uns ein, die Zeltsiedlung zu besichtigen. Aufgebockt auf Ziegelsteinen und Autoreifen stehen kleine Igluzelte, die mit Karton zusätzlich umwickelt und verstärkt sind, und mit vielen Schichten Plastikfolie überzogen sind, um besser zu isolieren und abdichten. Er zeigt uns alle Zelte,



Ein Lager der Saisonarbeiter (Mehr Fotos unter: www.carolereckinger.co.uk)

vielleicht zehn Stück, und er betont, dass es angenehm sei, weil jeder allein in einem Zelt wohne. Sein Zelt hat zwanzig Euro gekostet. Dabei gelten die Zelte schon als luxuriös gegenüber den Behausungen, die nur aus Pappe und Plastikfolie bestehen. Die Küche ist auf dem bloßen Erdboden gebaut aus Plastikplanen, Karton und Schrott. Sie besteht aus einem alten Gaskocher, das Essen steht einfach auf der Erde. Wasser holen die Männer mit Kanistern in einer nahegelegenen Fabrikanlage. Abit zeigt uns mit Stolz einen Hocker, anstelle dessen fehlender Sitzfläche einer seiner Mitbewohner ein grobmaschiges Netz aus Synthetikgurt geflochten hat. Neben dem Feuer unter freiem Himmel steht ein ausrangierter Bürostuhl. Es sind die einzigen beiden Sitzgelegenheiten.¹

Seit 25 Tagen ist Abit in Rosarno und er hat bis jetzt nur an fünf Tagen Arbeit gefunden. An guten Tagen kann er bis zu 25 Euro verdienen, aber er muss dem Fahrer des Lieferwagens 3 Euro für die Fahrt zum Feld zahlen. Manchmal wird er nach Kisten bezahlt. Das bringt einen Euro pro Kiste zu 22 Kilo Mandarinen. Bei Orangen sind es 50 Cent pro 22-Kilo-Kiste, das entspricht etwa 2 Cent pro Kilo. „Bei großen Orangen werden die Kisten schneller voll, das motiviert uns auch. Wenn die Orangen aber sehr hoch hängen, und viele Bäume sind leider sehr hoch, ist die Arbeit beschwerlich. Man darf aber keine vergessen, denn wenn man welche übersieht, zieht der *capo* oft eine ganze Kiste vom Lohn ab. Die ganzen Mitarbeiten-

den werden dann mitbestraft.“ Die gleiche Strafe drohe, wenn man eine unreife Frucht pflücke. Die Männer erzählen von Freunden, die auf diese Weise schon 20, 30 Kisten vom Tagespensum abgezogen bekommen haben. Oft werden die Löhne am Ende des Tages unter fadenscheinigen Vorwänden auch gar nicht ausgezahlt.

Während unseres Gesprächs kommen die anderen Männer, die im Zeltlager leben, nach Hause. Sie sind alle völlig durchnässt. Sie halten ihre nasse Kleidung, ihre Pullover, Socken und Mützen in die Flammen des Feuers, immer so lange, dass sie gerade nicht in Brand geraten. Einer fragt uns, ob wir in der Zeitung gelesen hätten, dass vorgestern ein Afrikaner in Rosarno getötet wurde. Er wurde überfahren, direkt vor dem Supermarkt, und vom Täter fehlt jede Spur. Sie gehen davon aus, dass es kein Unfall war.

Der Aufstand

Im Januar 2010 ging das Thema der Sklavenarbeiter von Rosarno durch die Medien, doch das Interesse verebbte schnell wieder. Damals hatten die Feldarbeiter gegen ihre Unterdrückung und die menschenunwürdigen Lebens- und Arbeitsbedingungen aufbegehrt. Schutzlos ihren Arbeitgebern und Arbeitgeberinnen ausgeliefert, ohne Vertrag, arbeitsrechtliche Absicherung oder Krankenversicherung, schliefen sie in verlassenen Fabrikhallen oder in Verschlügen auf den Plantagen. Die hygienischen Bedingungen waren de-

saströs. Widerstand gab es bis dahin nicht, denn das Selbstbedienungsreservoir für die Arbeitgeber war riesig, und ohne Aufenthaltsstatus oder Arbeitsgenehmigung lebten die Migranten in ständiger Angst, an die Polizei verraten zu werden. Die Illegalisierten hatten keine andere Alternative, als die Hungerlöhne und die Ausbeutung hinzunehmen, um zu überleben.

Im Januar 2010 aber schossen junge Anhänger der 'Ndrangheta mehrere schwarze Feldarbeiter mit Schrotflinten an. Das war zwar kein Einzelfall, doch diesmal solidarisierten sich die aufgebrachten Plantagenarbeiter, zogen in den Ort und errichteten Straßensperren. Es kam zu Auseinandersetzungen mit Einheimischen. Autos und Schaufenster wurden beschädigt. Die Medien sprachen vom „schwarzen Mob“. Doch Rosarno ist – wie schon am Ortszugang auf großen Schildern angekündigt – eine videoüberwachte Stadt, und die Auswertung der Bänder brachte entgegen den Erwartungen jener, die die Kameras aufstellen ließen, zum Vorschein, dass in Wirklichkeit nicht die Migranten gebrandschatzt und geprügelt hatten, sondern dass Gruppen von Einheimischen eine regelrechte Menschenjagd durchgeführt hatten. In den Tagen nach den Ausschreitungen flüchteten Scharen von Afrikanern aus Rosarno.²

Knapp drei Jahre später bietet Rosarno wieder das gleiche Bild wie vor dem Aufstand. Die Obst- und Gemüsewirtschaft in Südeuropa hat einen hohen Bedarf an irregulären Saisonarbeitern, und die Rechtlosigkeit der Illegalisierten und ihre existentielle Notlage macht sie besonders ausbeutbar. Viele haben jahrelange Migrationsgeschichten durch mehrere afrikanische (und oftmals auch asiatische) Länder hinter sich, weil sie um Leib und Leben fürchteten und fliehen mussten, und haben Familien, Frauen und Kinder zurückgelassen. Die Flucht nach Europa erweist sich als eine Sackgasse. An keinem Punkt seiner Reise habe er unter solchen Bedingungen leben müssen, beschreibt Hassan. Libyen klingt in der Erzählung eines anderen Afrikaners, der aus Ghana fliehen musste, wie ein Paradies. Dort hatte er Arbeit und ein Dach über dem Kopf, konnte Geld nach Hause zu seinen Kindern schicken. Bis die Bomben fielen.

Aber für die Migranten von Kalabrien gibt es kein Zurück. Wer durch die restriktive Migrationspolitik der Länder der EU weder Asyl als anerkannter Flüchtling, noch einen Aufenthaltsstatus aus humanitären Gründen erhält, wird illegalisiert. In Italien erhalten abgewiesene Asylbewerber zumeist ein *foglio di via*, einen Ausreisebescheid, nach dessen Erhalt sie binnen 15 Tagen das Land verlassen müssen. Doch ohne Papiere, Visum und Geld für die Rückreise können sie das Land nicht mehr verlassen. Den so festgesetzten Illegalisierten bleibt gar nichts anderes übrig, als sich als Orangenpflücker auf den Plantagen oder in ähnlich prekären Verhältnissen zu verdingen. Doch das gleiche Schicksal trifft auch anerkannte Flüchtlinge wie Abit. In der Theorie haben Flüchtlinge in Italien Anspruch auf soziale Betreuung und medizinische Versorgung. Aber in der Praxis fehlen staatliche Hilfsstrukturen, und auch Flüchtlinge mit Aufenthaltsstatus sind darauf angewiesen, jegliche Arbeit anzunehmen, um zu überleben.

Bürger und Entrechtete

Der Soziologe Georg Simmel wies bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts darauf hin, dass die Struktur einer Gesellschaft daran zu erkennen sei, wie sie mit ihren Armen umgehe.³ Die Kämpfe um die soziale Frage haben nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa zu einer weitreichenden Integration und Absicherung geführt, die an zwei Bedingungen gebunden war: Lohnarbeit (und die damit verbundenen Ansprüche an das Sozialsystem) und, wichtiger noch, die Staatsbürgerschaft bzw. einen legalen Aufenthaltsstatus. Beide Bedingungen haben sich seit den 1980er Jahren stark verändert. Die neoliberale Erosion gesicherter Arbeitsverhältnisse – unter dem Deckmantel von Autonomie, Freiheit und Selbständigkeit – führte zu einer neuen Ausbreitung von Prekarität und Armut, die die nie verschwundenen aber zumindest materiell gedämpften Klassengegensätze wieder stärker hervortreten lässt.⁴ Die Frage der Staatsbürgerschaft wird ebenso ambivalent behandelt: Während im Inneren der EU die Freizügigkeit der EU-Bürger und -Bürgerinnen erweitert wurde, schotteten sich die Mitgliedsstaaten mit immer restriktiveren Grenzregimen und Migrationspolitiken zunehmend

nach außen ab. So wie sich am Rande der Arbeitsgesellschaft eine Zone der entkoppelten Prekären ausbildet,⁵ denen die Teilhabe an existenzsichernder und Zukunftsplanung ermöglichender Erwerbsarbeit versagt bleibt, wird auch in der Frage des Zugangs zu den Bürgerrechten eine Zone geschaffen, in der sich die Illegalisierten ebenso wiederfinden wie die „aus humanitären Gründen“ Geduldeten: beide Gruppen bleiben ohne Recht auf Arbeit und Existenzsicherung.

Die Migranten in Kalabrien sind im Inneren der Festung Europa gefangen, sie können ihre Mauern nicht mehr verlassen. Doch als Nicht-Bürger fallen sie in eine Kategorie, die an nichts anderes erinnert als an die Vogelfreien und Tagelöhner des Mittelalters. In der Ökonomie Europas werden sie gebraucht als willfähige Sklaven, die nicht aufbegehren können.

Unser Entsetzen, in Europa die Verhältnisse der „Dritten Welt“ anzutreffen, zeigt, dass der europäische Kapitalismus noch eine weitere Bresche geschlagen hat. Nicht nur sind das Elend und die Diktaturen, die der europäische Kolonialismus in den Ländern des globalen Südens hinterlassen hat, Ursache für die Flucht so vieler Migranten

und Migrantinnen aus Asien und Afrika. Innerhalb Europas reproduziert sich außerdem eine Ausbeutung, in der die schwarzen Sklaven zu Hungerlöhnen den Wohlstand der Europäer erarbeiten: das Einkommen der Landbesitzer, die Gewinne des Agrargroßhandels, der Lebensmittelindustrie, des Transportsektors und des Einzelhandels, aber auch den selbstverständlichen Luxus billiger Südfrüchte für jeden Konsumenten und jede Konsumentin. Die Ausbeutung der Sklaven von Kalabrien ist keine Funktionsstörung der ökonomisierten Gesellschaft, sie ist Ausdruck des Funktionierens des Kapitalismus: die andere Seite der gleichen Medaille. ♦

1 Einer der Männer bat uns, der Öffentlichkeit folgendes Handyvideo zugänglich zu machen, das er selbst gedreht hat, um auf die desaströsen Existenzbedingungen hinzuweisen: <http://youtu.be/vDEhGy5EJw0>.

2 Vgl. Jean Duflot, *Orangen fallen nicht vom Himmel. Der Sklavenaufstand in Rosarno*, Basel, 2011.

3 Georg Simmel, „Der Arme“, in: id., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt/Main, 1992 [1908], S. 512-555.

4 Vgl. Robert Castel, *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, Konstanz, 2000 und Luc Boltanski, Eve Chiapello, *Le nouvel esprit du capitalisme*, Paris, 1999.

5 Vgl. Castel, a.a.O.

Le monde n'est pas rond: A new international artistic newspaper

Launched in March 2013, *Le monde n'est pas rond* is based in Luxembourg and explores the contemporary realities of migration, borders, and human rights through the publication of articles, art and illustration, photography, prose and poetry. It is published by independent activist group "Keen ass illegal – Luxembourg", in association with "Passaport Project". Edited by writer and activist Antoine Cassar and designed by visual artist Marco Scerri, the paper comes in 4 languages – English, French, German, and Luxembourgish.

Issue 1 brings together the works of artists, journalists, photographers and writers from Luxembourg and 18 other countries, as well as features by Migreurop and Immigrant Movement International. The subjects of the articles include: migrant workers in orange and tangerine plantations in Calabria; a lenticular ID card combining two nationalities; the deportation from Luxembourg of a young Kosovan woman and her two-year-old epileptic daughter; the concept of "home" from the perspective of a writer born into a Balkan refugee family; the 2011 hunger strike of Iraqi asylum seekers in Luxembourg, and what happened next; the arrival of a boat of African migrants at a full-moon beach party in Malta; and the life of the Roma population in and around Luxembourg.

Short extracts of Issue 1 are published on our blog (www.mondepasrond.org). The printed newspaper is available on mondepasrond.org for only € 3 + postage, and can also be bought at the Weltbutteker of Luxembourg-Ville, Esch-sur-Alzette, and Diekirch.